

Hans Pflug-Franken

Kleines Hotel auf Cap Ferret

Wenn der Wind vom Atlantik blies, konnte man um das kleine Hotel bangen. Hotel ist zuviel gesagt. Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein kleines Haus südlicher Struktur, ein einstöckiges, flachgedecktes helles Haus, an dessen Haustüre das internationale Wort „Hôtel“ in großen, etwas verwaschenen Buchstaben zu lesen steht. Regenwind und Böen, die vom Westmeer herfegen, sind dauernd bemüht, das eine Wort völlig wegzuwaschen. Im Laufe der Jahre wurde es blaß, wie ein blutarmes Mädchen, und bald wird es ganz verschwunden sein, denn der Salzwind vom Meer ätzt.

Sie vergehen hier schnell, die Jahre, und ohne viel Aufhebens werden sie vom ständig wehenden Wind weitergeblasen, immer landeinwärts, hinüber nach Arcachon, der Austernstadt, und dann auf Bordeaux zu, der Stadt an der Gironde, die den Mistral kennt.

Eigentlich ist es nur das großgemalte Wort „Hôtel“, das dieses kleine Haus von allen anderen dieser sandigen Gegend unterscheidet.

Der helle Sand, das untrügliche Merkmal der „Landes“, die von hier aus bis hinunter nach Bayonne, ja bis ins Spanische hinein, bis San Sebastian, zu reichen scheinen, überflutet alles und ist ständig in Bewegung. Er knirscht auf den Stufen der knarrenden kleinen Treppe. Alle Treppen knarren hier. Er knirscht eigentlich überall, in den Zimmern, auf den Planken der schreiend bunt gestrichenen Fischerboote, auf dem Deck des kleinen Motorschiffes, das den Verkehr im Bassin d' Arcachon zwischen Arcachon und Cap Ferret, jener sandigen Nase im Atlantik, ein paar Mal am Tage wichtig spektakelnd besorgt. Er knirscht sogar in den duftigen Omelettes, und manchmal, so will es scheinen, auch im Wein.

Das aber leugnet Madame, die hier Köchin und maître d'hôtel in einer Person ist, mit sehr temperamentvollen und gestenreichen Äußerungen, die alle mit „Mais Madame – mais Monsieur!“ beginnen und damit enden, daß sie eine neue Flasche bringt, die nach ihren Beteuerungen ganz bestimmt „sans sable“ ist und ganz besonders gut mundet.

Wenn es hell ist – und es ist wohl immer hell in diesem mit Neptun vermählten Fleckchen am Ende der Welt – sieht man vom Hotel aus, drüben an der Festlandküste die schneeweiße, unerbitterlich Wandernde, die Große von Pyla sur mer, die riesige, die größte Wanderdüne Europas, die sich von Föhrenwäldern, den pins, nährt.

Es war noch recht früh am Tage. Die Strahlen der Sonne, die ins östliche Fenster fielen – das westliche zum Ozean hin erschien noch grau und dümmrig verhängt – waren sehr blaß und legten, von der herabgelassenen Markise exakt zerstückelt, metallisch glänzende Stäbe auf das breite Franzosenbett, das fast den ganzen Raum ausfüllte. Im übrigen schufen sie einen erregenden Dämmer, der prickelnd über die Haut strich. Und man hörte und roch das Meer.

Morgengeräusche, wie in anderen Städten, gibt es hier nicht. Nur vom Meer kommt ein Grollen und sein Duft. Und dieser Duft ist stark, aufreizend und salzig-sauber.

Da dachte ich an die Geräusche, die anderwärts den Morgen anzeigen. An das brutale Klappern der Milchkannen etwa, die wohl in allen Städten der Welt den Morgen disharmonisch einläuten. An das frühe Lärmen eines Motorrades, an das schwere Brummen eines Lastzuges, an den lauten, noch einsamen Schritt auf dem Pflaster, an ein verschlafenes „Guten Morgen!“ unter dem Fenster, an das vereinzelte Spektakeln der ersten Jalousien.

Aber nichts davon war hier zu hören. Gar nichts. Nur das ferne, und doch nicht ferne Murmeln des Meeres, das Ticken einer Uhr nebenan und dein leises gleichmäßiges Atmen im Schlaf. Als ich weiter lauschte, hörte ich auch noch das liebe Pochen deines Herzens.